

Predigt am 23. Sonntag im Jahreskreis (B)

(Mk 7,31-37)

von Pfr. Dr. André Golob

Ein Spezifikum des Menschen ist es, sprechen zu können und zu dürfen. Denn das ist es, was uns am meisten von allen anderen Geschöpfen unterscheidet. Dass wir imstande sind, uns nicht nur durch Zeichen und Gebärden verständlich zu machen, sondern in der Lage sind, einander - wenn ich an die Poesie denke - in Worten eine ganze Welt zu schenken.

Menschen können aber ihre Sprache nur ausbilden, wenn mit ihnen gesprochen wird. Wie viele Stunden sitzen junge Eltern vor ihrem kleinen Baby und es heißt: „Sag mal Mama, sag man Papa.“ Das Kind plappert und lallt es nach. „Lallen“ kommt übrigens vom altgriechischen Verb „lalëin“ (λαλέιν), d.h. „sprechen“. Und was das Kind dann endlich tut, nennt sich dementsprechend „Echolalie“ – ein Echo auf die Sprache der Eltern geben. Ein kleiner Mensch braucht also jemanden, der zu ihm spricht, um selbst Sprache zu entwickeln. Und er kann den Sinn von Worten nur dann begreifen, wenn er imstande ist, selbst Worte zu formen.

Wir alle kennen den Fall Kaspar Hauser, der wie ein Tier Jahre lang in einer Kammer gehalten wurde. In den siebziger Jahren ging ein ähnlich erschütternder Fall durch die Medien – der Fall des Wolfskindes Jeanie. Es wundert nicht, dass diese Kinder nur durch Knurren und Bellen auf sich aufmerksam machen konnten. Sie waren nicht nur kommunikativ unterentwickelt. Ihnen fehlte durch die mangelnde Fürsorge auch ein Vertrauen in ein Gegenüber. Und Menschen verkümmern, wenn ihnen ein Gegenüber vorenthalten wird, wenn niemand bemüht ist, sie anzusprechen - zärtlich, umhegend, voll Mitgefühl ... wie es liebevolle Eltern tun.

Es ist dieselbe Erfahrung, die auch in der heutigen Wunderheilung aus dem Markus-Evangeliums zum Ausdruck kommt. Die Leute bringen den Taubstummen zu Jesus mit der Bitte, ihm die Hand aufzulegen, einen Raum für ihn zu öffnen, in dem ein Gefühl von Geborgenheit und Schutz entstehen kann – gegen alle Angst, Ausgesetztheit und Einsamkeit.

Seit den Anfangsjahren der Menschheit, so sagt uns die Bibel, ist mit der menschlichen Sprache etwas in Unordnung geraten. Immer wieder wachsen Menschen auf, die erleben müssen, dass ihnen im Verlauf ihrer Erziehung die Möglichkeit, sich durch Sprache zum Ausdruck zu bringen, verwehrt, ja regelrecht entzogen wird - mit ständigen Redensarten wie: „Du hast hier nichts zu sagen“, „du hältst jetzt den Mund“, „sei nicht so vorlaut, wenn Erwachsene reden, haben Kinder zu schweigen“.

Das setzt sich dann im Alter fort. Auch später wollen uns Menschen mundtot machen: „Halt den Mund“, „sei nicht lästig“, „jetzt geht das schon wieder los“, „was du für einen Unsinn daherredest“. Es war Jesus, der in der Bergpredigt sagt: Wer seinen Bruder bzw. seine Schwester „raka“ (ρακα) = Idiot nennt, soll dem göttlichen Gericht verfallen. Denn so miteinander zu reden, dem anderen übers Maul zu fahren, ihm das Wort abzuschneiden, dass es ihm die Stimme verschlägt, erschüttert jedes Selbstvertrauen. Es entzieht einem Menschen jede Möglichkeit, zu glauben, dass auch in seinen Worten Wahrheit leben könnte. Es raubt ihm die Fähigkeit, den eigenen Überlegungen, den eigenen Erkenntnissen etwas Richtiges zuzutrauen. Die Angst sich zu blamieren, wieder eins auf's Maul zu kriegen, verschlägt ihm die Sprache. Sie wird weggeschlagen, die Worte regelrecht von der Zunge geschlagen. Mundtot, stumm, die Mundhöhle ... ein Grab. „Shut up“, heißt es auf Englisch, wörtlich: „schließe den Mund ab“ und – so könnte man hinzufügen: „Schmeiß den Schlüssel weg!“

Man kann die Zerstörung der Sprache auch indirekt auf dem Wege moralischer Verbote und Angst erreichen. Es führt dazu, dass Menschen kaum noch ein wahres Wort sagen können und – schlimmer noch – auch an kein wahres Wort eines anderen Menschen mehr zu glauben vermögen. Es bleibt dann nur noch Geschwätz, nichtssagende Plapperei – die Perversion von Sprache. Bloß meinem Gegenüber nichts preisgeben von mir, sonst gebe ich ihm möglicherweise Macht über mich. Bloß den Chef nicht kritisieren, denn das kann er nicht vertragen. Also schmiere ich ihm Honig um den Mund, mache Komplimente, benutze Worte wie Gleitcreme, Sätze wie Vaseline – „küß die Hand gnädige Frau“. Die wahren Gedanken, die Ehrlichkeit der Gefühle werden durch solche Worte kaschiert. „Kakophonia“, übles Getöse, nennen es die alten Griechen ... Fäkaliensprache. Reden wir so, so reden wir eigentlich nicht. Wir bleiben taubstumm, eingeengt von gesellschaftlichen Normen, gefangen von unseren eigenen Ängsten. In totalitären Regimes ist das die traurige Normalität. Da werden – per Dekret – unliebsame Worte aus dem Sprachgebrauch verbannt ... Stummheit von oben verordnet!

Das Erste, was Jesus tut, ist: er bringt den Taubstummen weg von dem Geplapper und dem Geraune der Menschen. Jesus nimmt ihn beiseite, weil er das Gefühl hat, dass es gerade das Volk ist, das der Kranke nicht mehr erträgt, wieso er verstummt. Und abseits des Menschenhaufens dehnt sich über seiner Stirn die Weite des Himmels aus. Zu ihr blickt Jesus auf, zu ihr betet er seufzend um Rettung, so haben wir heute gehört.

Man sagt von den Franzosen, sie seien ein Volk, das in seiner Sprache schwimme, wie Fische im Wasser. Das ist schön gesagt und auch mit gewissem Recht. Für das deutsche Wort „Selbstfindung“ z.B. sagen die Franzosen „défoulement“ - „Entmassung“. Dies Wort betont die Tatsache, dass wir in unserer Sprache erst dann wahrhaftig sein können, wenn wir uns zurückziehen von den Erwartungen der Menschenmenge, wenn wir die falsche Rücksichtnahme auf die Masse aufgeben. Am letzten Sonntag sind wir einer solchen Masse begegnet: „den Leuten“. Défoulement - Entmassung - Selbstfindung: Der erste Schritt zur Heilung.

Und in dieser Situation wendet sich Jesus dem Taubstummen zu, als gäbe es in diesem Moment nur ihn, als sei die ganze übrige Welt um ihn wie versunken, als sei in diesem Moment nichts wichtiger als der Kranke. Und dann gibt er ihm die Sprache zurück. Jesus erlöst ihn von dem Druck und der Angst, sich innerlich durch die anderen bedroht zu fühlen. Jesus verweist ihn auf sich selbst. Er berührt ihn sanft und liebevoll und reißt ihn so heraus aus seiner Sprachlähmung. Und die Nussschale zerbricht und er spricht. Was Menschen heilt, ist diese Zärtlichkeit und dieses Verstehen, das den anderen liebevoll berührt, da wo er leidet - ganz sanft und gefühlvoll. Allein das hilft - nicht Ermahnungen, Drohungen oder tausend Worte - nur eine Berührung, ein verständnisvolles, mitfühlendes Zuwenden.

Und Gott spricht aus Jesus heraus auf Aramäisch die Aufforderung „effata“ – öffne dich! Wir kennen diese Worte aus dem Taufritus. Gott ist es, der will, dass der Mensch wieder sprechend wird - so wird, wie er ihn geschaffen hat: wortgewaltig, nicht stumm. Gott liebt uns und er will, dass wir uns öffnen – unser Herz und unseren Mund. Dass wir uns gegenseitig berühren und Geborgenheit schenken, so wie es Jesus uns vorgemacht hat. Wir können unsere beiden Hände ausstrecken und durch sie all die Menschen, denen wir begegnen, spüren lassen, dass wir sie ernst nehmen und schätzen, ihnen Vertrauen geben, und ihnen sagen, dass es bei Gott auch so ist. Und

dass seine Hand einen jeden von uns trägt. Mein Gott, wie nötig hätte die Welt diese Erkenntnis.

Und wenn das Vertrauen in Gott und damit das Vertrauen zu uns selbst, bei uns angekommen ist, was kann da mit uns passieren? Da sprudeln die Worte des Befreitseins, des Glücks, des ansteckenden Selbstwertgefühls nur so aus uns heraus - hemmungslos. Denn wo das Herz von voll, läuft der Mund von über, sagt der Volksmund. Und dann beginnt etwas, das von Mut und Hoffnung zeugt. Denn ohne Angst kriegen wir die Zähne auseinander und setzen uns für jene ein, die keine Stimme haben – ein heilsamer Dominoeffekt.

Taubstummheit hat ihre Bedrohlichkeit verloren, wenn Gott beginnt, zu uns und durch uns zu reden: „Effata – öffne Dich“!